

# Berliner Familien-Zeitung

## Der Feind in der Flut

Von Fritz Zielensch

Grau und schwer hingen die Wolken über Solothurn. Grau und schwer lag das Gespinnst der Not auf Dach und Zinnen. Die Soldaten zogen gefenteten Schloß die bittere Zeit nicht mehr zu schmecken. Döhnend traten sie in die stillen Bürgerstuben. Heldebarde und Armbrust polterten auf den friedlichen Tisch, und die Hände der Frauen gitterten über dem besaunten, leuchtigen Haar der Krieger, wenn die Blide stumpf und müde in die wackrigen Suppen fielen. In den Winkeln der Stuben saßen die Kinder mit erschrockenen Augen. Ihre Hände kletterten nicht, ihre Köpfe brangen und lauzten nicht, schon und frugend starrten sie den Vater an und trugen die Kinnernis im Gesicht, daß der friedliche Mann nicht mehr wie einst mit blauen Eifen in der Werkstatt sämte und klitz kleine Dinge schuf.

Es war Krieg um Solothurn. Von den Mauern aus sah man weithin das Gewimmel der österreichischen Besatzer. Herzog Leopold warnte. Die von Solothurn formten nicht ihren Mut in die Kockhöpfe tun, und gewisse Anstände machten ihnen kaum munden. Das Korn aber gemachten österreichische Steine, und das Vieh des Landes ließ sich mit fäullichem Gohn vor den Hungerplagen der Besatzerinnen verzehren. Beschlugen die Schicksalspänder nicht die Mauern und nicht die Stabthäufigkeit der Besatzer, so sollte der Hunger mit schmälicherer Wirkung in die Gedärme schlagen.

Düster haben sich die Tage aus den Nächten, düster weigten sie sich zum Schlaf. Mittag war Dämmerung, Unablässig strich der Regen aus dem Nebelkorn, trammte einmäßig an Wände und Türen und schürfte schmählich durch die Gassen.

Unter den Mauern schaukelte und wackelte die Rare. Pluten über Pluten fürsten zu Lal, Baumkämme, lauzerliche Rote und die Zimmerfortgeplüster Bräutchen trieben vorüber. Im Lager der Oesterreicher wurde man unruhig. Die Soldaten stauten sich vor der Belagerungsgrube, die man erst vor wenigen Tagen in die Mure geschlagen hatte. Ein Feldherr zu Koh näherte sich und gab Befehle. Die auf den Mauern verstanden wohl die Befehle des Feindes. Braden nicht die Wogen der Rare immer müder gegen das Gehäuf?

Und jetzt war es eine Hoffnung, ein Gebet geworden: Herr, öffne die Schließen des Himmels! Es geschah aber, daß der Herzog der Oesterreicher beschloß, es sollte soviel Mannschaff auf die Brücke gehen, als sie nur Wack fände. Solcherart gedachte er die Brücke zu beschweren, doch sie vor tobenden Flut stärkeren Widerstand leisten konnte.

Wie man ein großer Saufe von Kriegeren nicht gedankt auf der Brücke stand, gab es plötzlich ein Bersten und Krachen und vielhundertfachen Lohschrei. Die Joch waren auseinandergebrochen. Mit Balken und Brettern stürzten die Krieger in die trüben Wasser.

Die von Solothurn und Breg stammten die Häufte auf die Brüstung der Mauern und starrten hinab. Ein grimmes Gefühl der Rache durchzuckte die geschmähten und hart bedrängten Menschen.

Da unten war die Höhe. Hier hielt sich einer noch an einem treibenden Balken, dort tang ein Jüngling gegen die Wellen. Wack ein verankert in einem Strudel Blut, und wack immer der Wid traf, war katzen und Zerknoll. Fürstlicher war das Schreien der Ertirtenen und Verwundeten, furchtbarer noch das Wack des Grauens, wie die blühenden lebendigen Wesen in die schumigen Tiefen gezogen wurden.

Wack? Feind? Sieg? — Die auf den Mauern verzogten Leib und Bekleidungen, Menschen riefen um Hütel! Um Gott! Gebt Slangen und Stride! Bringt die Röhre heraus! Ketzel! Ketzel!

Es war niemand der ihnen beschloß. Jach sich schloß fäuzten sie alle zugleich in das Hilfswort. Der warf das rettende Tau hinunter, der kam mit Slangen, der löste den Rahn und half mit eiligen Händen, der gar sprang selbst in die Flut und brachte einen Ertirtenen zum Ufer. Armbrust, Heldebarde und Schwert lagen beiseite. Veressen war Feindlichkeit und Krieg. Menschen riefen aus der Not!

Die Frauen von Solothurn eilten Rettern und Ge-zettelten entgegen, stützten die wackenden und zitternden Feinde, brachten sie in die warmen Stuben, gaben ihnen aus der eigenen Dürftigkeit noch Speise und Trank, trockneten ihre Gewänder und hatten gute Worte für die Todesangst. Manah harten Kriegs-mannes Herz wurde weich, und es waren viele unter den Gefangenen, die sich ihrer Danfränen nicht schämten. Schlacht und Sieg, Tod und Freude, Wackelbodeg und Weiber hatten wohl oftmals ihr Leben in den Kampf getragen. Wo waren die Auen-teuer, die sie nicht befechten hatten? Aber dies hier war neu. Es war anders als jemals zuvor. Ein heiliges Ertirnen über die eigene Tat glänzte in den Augen der Solothurner, ein heiliges Ertirnen über das himmlische Willküren dieser Menschen be-zogte die Gefangenen. Friede war in allen Seelen und die Ahnung nie geübter Taten, die besser sind als Leidschlag und Schwertkampf.

Weber die von Solothurn am sind es wie ein Kaufch großer Geschäfte. Raum zeigte es sich, daß die Ge-zettelten wieder reden und gehen konnten, als man ihnen Geleit und Freiheit schenkte. Und wie die Hände zum Wackend ineinandergriffen, war ein dunkles Fragen zwischen Mensch und Mensch, und die Blide glitten über Waffen und Wack.

Im Vooer der Oesterreicher schloß ein großes Ver-wundern die landsknechtlichen Mauer. Da war noch ein halber Spott, aber er blies den Spöttern jäh in der Kehle.

Zur selben Stunde drückte Herzog Leopold das Siegel unter die Friedensverträge.

## „Große“ Pantoffelhelden

Die Angst vor der Frau

Die freitbare Gattin Sokrates' ist möglicher-weise zu unrauf verdammt worden. Sie verdammt aber jedenfalls den vollen Mut, den ihr die Frau gibt, ihre Unsterblichkeit und daneben die Ausge-lung, den Mann ihres berühmten Gatten in weiten Kreisen des Publikums überhäufelt zu haben. Es gibt eine Menge Leute, die von Sokrates selbst nur eine sehr verschwommene Vorstellung haben, die aber über seine Gattin Kantippe sehr gut unterrichtet sind und sie als Jhns einer lehr, zünftigen Ehefrau kennen. So ist denn der Name Kantippe ein Gattungs-nome für die von Zankreut befallenen Frauen ge-worben, und es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß gerade bedeutende Männer, wie die Geschäfte sehr häufig das Schicksal ereilt hat, Kantippen zu Gattinnen zu bekommen. Der englische Prediger J. F. Garth hat sich speziell mit dieser Frage in einem Buch beschäftigt, das das Gelingen verschiedener großer Männer daraufhin untersucht und dabei zu dem be-trüblichen Schluß kommt, daß nicht wenige dieser Geisteshelden zu Hause elende Pantoffelhelden gewesen sind. So war beispielsweise der Frau von Mar-lborough, dessen Feldherrn vor 200 Jahren am Kriegshimmel hell erleuchtete, in jungen Jahren mit der bildschönen Sarah Jennings, der spätere der Königin Anna, eine Ehe eingegangen, die ihm alle Qualen der Hölle bereitete. Denn größer als die Schönheit Sarahs war ihre geistige Verwundtheit mit Kantippe. Es war ein schwacher Trost für den Herzog, daß die Zurücker der Frau angeblich nur der Ausdruck ihrer großen Liebe war, und daß er sich lohnen durfte, daß man den, den man liebt, am er-giebigen schäftigt. Ein Brief des Herzogs, den er aus Holland schrieb, verriet uns die bleide Angst, die der spätere Handgelen vor seiner Gattin hatte. Er nimmt darin seinen Anstand, offen einzugehen, daß er, der einer feindlichen Arme von 60 000 Mann der besten, kriegsgeprobten Truppen und von den ge-fürchteten Befehlshabern geführt, gegenüberstand, im Felde nicht entsetzt das Angestehliche habe, das ihm befiel, wenn er seine Sarah, wie eine Jurie einhertrafend beschloß.

Ein Pantoffelheld erlitt Grades war auch der Präsident Abraham Lincoln. Auch er hatte sich in jungen Jahren verlobt, unterließ sich von feindseligen aber dadurch, daß ihm diese wäh-rend der Verlobungszeit eine Ahnung des Schicksals aufdämmerte, den er entgegenging. Die Eindrücke, die er vom Charakter seiner Frau erhielt, hatten ihn denn auch bestimmt, sein Ziel in der Flucht zu suchen und an dem für die Trauung festgelegten Tag zu verschwinden. Die Trauung wurde zwar ausgehoben, aber nicht aufgehoben. Denn die energische Frau, Miss Todd mit Namen, wußte es daraufhin, daß er schließlich doch unter das Gehack froh. Doch sich Lincoln über sein eheliches Leben keinen Aufschluß gegeben hatte, bewies die Antwort, die er der kleinen Tochter seines Vorgesetzten gab, der er auf die Frage, wohin er in so feilscher Kleidung fahre, versichert antwortete: „Ach glaube, zur Hölle.“ Und er hatte sich nicht getraut. Seine Ehe gefallerte sich zu einem wahren Kathedrum.

In der Reihe der Pantoffelhelden ist weiter der Stifter der Methodengemeinde, John Wesley, zu nennen. Er befand sich bereits auf der Höhe seines Ruhmes, als er sich entschloß, zu heiraten. Die Frau war von großem Alter, Eitelheit erfüllt, und verfolgte ihren Gatten auf Schritt und Tritt, öffnete mißtraulich seine Briefe, lauschte an der Tür seines Studierzimmers, wenn er Besuch hatte, so, wie sie sich oft sogar zu hand-greiflicher Belästigung ihrer Wit hinreizen. Zwanzig Jahre lang hatte der starke Glaubensheld in un-gezügelter Ergebenheit die unwürdige Rette getragen, ehe er durch den Tod seiner Frau seine Freiheit wiedererlangte.

James Watt, der Erfinder der Dampfmaschine, hatte zwar nicht gerade eine Kantippe geheiratet, litt darum aber nicht minder unter der Manie seiner Frau, selbständig zu sprechen und zu pupen. Der arme Erfinder hatte schließlich kein Pflögen, auf dem er sich seiner Belästigung in Ruhe hätte hingeben können, und er mußte schließlich eine elende Wohn-kammer beziehen, wo er wenigstens vor den Besen und Eimern seiner überausenen Gehäufte geflügt war.

Analische Aristokratinnen im Älter. Der Älter nicht auf die Damen der englischen Hocharistokratie im-mer beschwärfend, und es ist in letzter Zeit mehrfach vorgekommen, daß sich Frauen aus den höchsten Kreisen der englischen Gesellschaft trotz des höchsten Widerstands ihrer Angehörigen, dem Älter widmeten. In den Älter bewohnt die unglückliche Älterin, in dem die Rolle der Älterin ähnlich von England von Robt Diana Fitz-Gewer, einer bekannten Dame der besten Ge-sellschaft, gespielt wurde, erschien auch wieder ein anderer aristokratischer Älter, der freilich noch in den Älter Jahren seiner Karbona ist. Es war doch die reiche Barbara Fitzwill, die Tochter des 14. Lord Peter. Die Älterdiktationen haben bei diesen Aristokratinnen ar-chaistische auch über einige Mängel des Talents hinweg-wälzen sie wollen, daß das analische Publikum diese Damen, die sonst nur in der Arena oberflächlichsten Schätze bei englischen Aristokratie leben, mit besonderer Neugierde im Älter betrachtet.

## Die Geißel der Fünfhundert

ROMAN VON VICTOR HELLING

[18. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Aber zunächst ist keine Gefahr im Verzuge und kein Angriff erkannt — wie unter Sophus Wundtzel zu sagen liebt. Ich sage Ihnen wohl schon gehen, daß der Graf ein glorioser preussischer Gardeoffizier war? Ganz die Verhältnisse, um etwas Nächstes ins Gesicht zu stoßen.“

„Sie werden mich täuschen!“  
Der Baron drehte das Telegramm um. „Das ist Ehrensache. Es kostet nur eine Kleinigkeit. Aber darüber wollen wir uns wohl schon einig?“

„Anwießen!“  
„Doch Sie, schöne Frau, in unserem Bunde die Dritte sind. Sie haben seit der Abreise des göttlichen Pologonefes die Hände frei. Wägen Sie die Ehrentat?“

„Wie werden Sie mich täuschen?“ wiederholte die Marchese.

„Das Geschäft ist also gemacht. Na also!“ Ado-brandini reichte seiner alten Freundin die beränte Hand über den Tisch. Sein Kettenarmband streifte die Decke aus Venedig.

„Solche Sätze sind sich einladig als Signor Bedetti legte sich zu seinem neuen Hasso nach — nach Genua. Inzwischen gedankt hier Ihr Freund Grenier zu landen.“

„Der Teufel ist Greniers Freund!“  
„Schön. Er soll mehrere haben.“ Der Baron hielt die Decke gegen die Sonne. „Hier braucht es nur eines heiß gemachten Weisers, dann ist sich die Aufbruchfreude des Telegramms von selbst, und dann ergibt eine kleine Umstellung der Worte und ein geringfügiges Nachhaken mit der Schreibmaschine alles, was Ihr Herz begehrt. Sehen Sie —“

Da lösten sich bereits die Klebstreifen unter Ado-brandinis gefälschten Fingern. Die Marchese be-saß glänzende Augen, wie sie sich je sonst nur nach Anwendung ihrer Belladonna-Tropfen zeigte.

„Erhebungen ergaben“, los lie in dem unge-füllten Sahe, „daß sich Vion Carnati mit einem Begleiter in der Blasse von Monsieur Grenier nach Monte Carlo begeben wird. Er trifft morgen um elf Uhr ein.“

„Entzückend!“ Die Marchese klatschte in die Hände. „Was sind Sie für ein kluger Kopf, lieber Freund!“

„Hat nichts zu sagen, teuerste Sozia! Jetzt bedarf es nur noch eines direkten Boten, der im Namen von Signor Bedetti der höchsten Sicherheitspolizei das Banner in die Hände spielt.“

„Und mein Name verschwindet?“

„Der ist bereits ausgelöscht — aus der Ge-sellschaft der gefälschten Verordnungen. Es wird Ihnen niemand mehr auf den Zahn fühlen.“

Die rechte die Marchese auch ihre reichlich be-ringelte Hand dem Gefinnungsgehosfen, der Adel von ihrer Art war, über den Tisch. Der Bund war geschlossen.

Als der Treuo direktivfimo der Linie Paris—Vion—Mediterrene Punkt es ihr in den eleganten Bahnhof des Spielparadieses einfuhr, war ein kleines Heer von unauffällig gekleideten Beamten auf dem Bahnsteig verteilt.

Monsieur Louis Grenier, der seit Ventiungia mit seinem Privatsekretär in einem Kistei erster Klasse konferierte, wollte den Wagen verlassen, um sich zu seiner Gattin und deren Begleiterinnen zu begeben. In demselben Augenblick listete ein ihm entgegenkommender Herr ein wenig feinen schwarzen Rock, unter dem ein Streifen der bunten mon-galischen Polizeibekleidung sichtbar wurde, und sagte leise:

„Holen Sie mir ohne jedes Aufsehen, mein Herr.“

Ein zweiter Beamte rannte daselbe Gattin Robin zu.

„Sind Sie lobschäftig?“ meinte der Kanonen-tonig von Robere los. „Wissen Sie nicht, wer ich bin?“

Er wurde krebrot vor Mut, als der Beamte höflich lädelnd antwortete: „Ich denke — ja, Monsieur Grenier, nicht wahr?“

„Na also! Was soll der Inhalt?“

Das Herz der Beamten bildete einen engen Ring um die beiden. Der Beamte von vornhin sagte: „Ein Wort von Ihnen, mein Herr, und Sie werden in Eilen geschlossen. Ersparen Sie sich und der Oeffent-lichkeit das Schauspiel!“

Im nächsten Moment, ohne zu wissen, wie ihnen geschah, sahen sich der allmächtige Grenier und sein Sekretär in eine Drothe geboden. Sie war zweifelhafte und setzte sich sofort in Hottem Trabe be-gan in Bewegung.

Monsieur Grenier schlug umgeben die Scheibe ein. Er brüllte wie ein Stier. Die Marchese Bettiga fletzte, die ganz zutreffend der Abfahrt des Wagens von überhöhter Palmengruppe aus zuhuf, mußte sich vor Schandenrede und Wonne an den Arm ihres Begleiters festklampfen.

„Gefesselt haben Sie die Beiste! Gefesselt!“ Ihr Wulsen wogte wie das Signurliche Meer. Sie lachte Tränen. Auch Baron Ado-brandini gefand, daß der Anblick unbegreifbar gewesen sei. Er zog die Marchese etwas zurück, daß sie nicht gefehen würde.

Die Dame, die die es erschauert auf den Bahnpforten ein sprach, ob Madame? Ah, sehen Sie — Madame ist in Chumadit gefallen!“

„Ich reise mit ihr wegen nicht ein zweites Mal die Weite aus.“

„Wenig, es gibt dankbarere Gesäfte.“

„Sie fliegen zum Kasino hinauf, dessen Gäle sich jedoch zu beleben begannen. In der großen Wandel-halle hingen die letzten Treppelein aus. Der Wackel auf das Eigentum des Schweizer Großhändler war hier spaltenlang behandelt. Die Marchese harte neben sich sagen: „Diese Treppelein werden mit den höflichen Mächten im Bunde. Wie bekommt man sie zu fassen?“

„C. Sie vergessen — in Bologna“, erwiderte die Marchese.

Die Kunstheben geben ihr recht, und einer der Spielerhäftigen bemerkte wichtig: „Wenn ich richtig informiert bin — und ich pflege nicht auf jeden zu hören — so hat man hier jedoch zwei Säupter der gefährlichen Bande beschaltet.“

„Hier!“ rief es von allen Seiten erschreckt. So-fonders Vorlichte saßen sofort nach ihren Ziel-sätzen.

„Wie ich Ihnen sage. Ledrigens kommt da ein Sicherheitsbeamter, der uns Auskunft geben kann.“ Baron Ado-brandini hatte sich mit den anderen an den Mann herangebeugt, der die auffehen-erregende Nachricht befand. Der Beamte versicherte, es dürfe jeder Gott von Monte Carlo unberührt sein. Die Verächtlichen saßen fest. „Diesmal haben wir die Mächtigen!“

„Wie der Baron wieder bei der Marchese an-langte, sagte er: „Es geht nicht mit rechten Dingen zu. Ich bin sprachlos! Denken Sie — man hat bei dem Begleiter von Monsieur Grenier etwas schöne Bekleidungs gefunden... einen Karren — genau so, wie er von dem Polizeichef aus Venedig konfiskiert war. Einen Karren mit der Fahr-marke „Gallia“ und der Passworte 40! Hat man Worte?“

„Ein löcherlicher, mich sehr erschauernder Zu-fall.“

„Der — oder Monsieur Grenier ist gar nicht Monsieur Grenier!“

„Aber ich habe ihn doch mit eigenen Augen ge-sehen!“

„Es kann doch schon in Venedig, wo Sie ihn zuerst sahen, der falsche Monsieur Grenier gefehen sein, wie? Wie kann?“

Doch die Marchese schüttelte energisch ihren Kopf. „Ausgeschlossen! Dazu war er ein zu großes Äst. Gest ihm immer echt.“

Im Laufe des Tages sah die Polizei von Monte Carlo in der Tat Beführte und erschroden ein, daß sie in Folge einer Unstufung einen Mischgrill be-gangen hatte, wie er kaum zu überleben war. So während hatte noch seiner vor Louis Grenier in Monaco die Augen gerollt. Er schmer, Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um die ihm wider-fahrenen Hinfuß zu rächen. Aber zu einer Aus-führung seines Gelübdes kam er zunächst nicht, er war krank. Er mußte sich in Venedig das Hiege-geholt haben. Nicht erst während der Gattin-schaft hatte es sich Sekretär nachgehoren. In der Bahn hatte er mit der Gefinnung eines Hiebertromfons auf ganz eigenartige Nachfragen be-handelt, die in die Belege verteilt werden sollten.

So nach jenem Sträfling Silvanus, dessen Ge-burtsort sich mit großer Mühe endlich hatte feststellen lassen. Grenier hatte nicht gefast, wack. Aber er sagte, die Spur müßte er unbedingt ver-folgen. Gattin Robin hatte gefragt: „Die des Straf-linges?“ — „Die eines Weibes“, hatte Louis Grenier geantwortet.

Mit Blanca hatte Grenier seit der Abfahrt von Veneziangens Bahnhof sein Wort gewandelt, ja er schien es mit Absicht so einzurichten, ihr aus dem Wege zu gehen.

Daß er bei der Ankunft in Monte Carlo als Mitglied der Garnari-Glique verhaftet wurde, wurde ihm ernstlich krank. Er hatte sich zudem an beiden Händen verletzt und den Rottbarnd wieder abgeheilen. „Es war alles aufgedoben worden, denn das Mißverständnis, das ein mühsliches Ze-legramm und ein achtlös im Palazzo Malacria von Robin weggeordneter Einenträgen angepöcht hatten, aufgefördert war, sich um den beliebigen Kanonenföng zu bemühen.“

Er über drängte auf eine sofortige Weiterreise nach Robere. In Nizza war er so hinauf, daß er in ein Privatanzatorium übergeführt werden mußte. Sein Zustand war bedenklich. Er hatte schämte Nichte und sprach irre. In seinen Delirien spielte ein Mann mit einem Totenopf und die Gattin Mortuaria eine große Rolle, und wiederer-lief er: „Es ist Rüge, ich bin nicht verheiratet. Ich liebe niemand, niemand!“

Gattin Robin trüfete Nadams. Sie sagte: „Mein Gatte gibt für den besten Richter Frankreichs, aber er ist unbedenklicher. Mein Arzt vermag zu sagen, wack er in der nächsten Minute entleert.“

„Sie wollen dann, doch nicht etwa der Be-fürchtung Ausdruck“, fragte Gattin, der sie ins Kopf brachte, „daß etwas sehr Schlimmes eintreten könnte?“

„Sie seufzte. Gattin beugte sich über ihre Hand, die sie ihm zum Ruffe ließ. Aber dann entzog sie ihm die Hand ganz jäh und sagte: „Unbedenklicher, hören Sie, Gattin! Seien Sie hier doppelt ver-sichtig. Wir denken, er kann das Bett nicht ver-lassen — und in der nächsten Minute reißt er nicht diese Tür auf und flieht vor uns!“

„An solche schismatische Möglichkeit hatte Gattin nicht einmal gedacht.“

(Fortsetzung folgt.)